Zk 1916.557

Band / Tom. IX. Jänner-April 1914 Janvier-Avril Heft / Fasc. 1, 2.

Revue Internationale d'Ethnologie et de Linguistique

ANTHROPOS

Ephemeris Internationalis Ethnologica et Linguistica

Rivista Internazionale d'Etnologia e di Linguistica

Revista Internacional de Etnología y de Lingüística

International Review of Ethnology and Linguistics.

Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde.

INDEX:

	Pag.
P. T. Srinivas Iyengar: Did the Dravidians of India obtain their culture from Aryan immigrant?	1
P. C. Teschauer, S. J.: Die Caingang oder Coroados-Indianer (ill.)	16
A. R. Brown, M. A.: Notes on the Languages of the Andaman Islands	36
P. Albert Schweiger, O. C.: Der Ritus der Beschneidung bei den Zulu (ill.)	53
Ferdinand Bork: Tierkreisforschungen (ill.)	66
P. V. M. Egidi, M. S. C.: Mythes et Légendes des Kuni, British New-Guinea	81
P. Eugène Mangin, P. B.: Les Mossi (Soudan Occidental)	98
Hermann Kaufmann: Lautschriftsystem auf flächiger Grundlage (ill.)	125
Theodor Koch-Grünberg: *Betóya*-Sprachen Nordwestbrasiliens	151
P. Bley, M. S. C.: Sagen der Baininger auf Neupommern, Südsee	196
G. Landtman, Ph. D.: Cat's Cradles of the Kiwai Papuans (ill.)	221
P. Antonio Maria, O. P.: Essai de Grammaire kaiapó, etc.	233
P. J. Bt. Suas, S. M.: Notes ethnograph. s. l. indigènes d. Nouvelles Hébrides	241
A. Lafeber: Kritische Prüfung der melanesischen Völkerstraße Friederici's	261
Varii autores: Das Problem des Totemismus	287

Analecta et Additamenta (326), Miscellanea (334), Bibliographie (340), Avis (365), Zeitschriftenschau — Revue des Revues (366).

Im Auftrage der Österreichischen Leo-Gesellschaft,
Mit Unterstützung der Deutschen Görres-Gesellschaft

Herausgegeben:

Unter Mitarbeit zahlreicher Missionäre von P. W. SCHMIDT, S. V. D.

„Anthropos"-Administration: St. Gabriel-Mödling bei Wien, Österreich.

Druck und Verlag der Mechitharisten-Buchdruckerei in Wien, VII.

urn:nbn:de:kobv:11-d-4736269

Die Caingang oder Coroados-Indianer im brasilianischen Staate Rio Grande do Sul.

Von P. C. TESCHAUER, S. J., Rio Grande.

Während über die Caingang in Paraná, besonders in S. Paulo und selbst in dem argentinischen Missionsgebiet ausführliche Nachrichten existieren, ist über die Gruppe der Caingang oder Coroados-Indianer in Rio Grande do Sul, der einzigen Indianer, die noch in diesem Staate vorkommen und allmählich mit den Zivilisierten sich vermischen und verschwinden, noch Weniges und wenig Zuverlässiges bekannt.

Es werden daher jede und alle weiteren, besonders auf Beobachtungen beruhenden Mitteilungen den Lesern des „Anthropos“ und zumal unseren Amerikanisten willkommen sein.

Weit entfernt, eine erschöpfende Arbeit über den Ursprung, Werdegang, die Sitten, Gebräuche und Sprache dieser Indianer liefern zu wollen, soll dieser bescheidene Beitrag zur Ethnologie Brasiliens nur das Resultat der unter den gegebenen Verhältnissen möglichen, von mir und anderen Missionären unter den Coroados gewissenhaft gemachten und treu wiedergegebenen Beobachtungen darstellen.

Es sind jetzt schon mehrere Jahre her, daß ich die Coroados oder Bugres dieses Staates in der Nähe der Ortschaften Cazeros und Nonohag besuchte. Damals machte ich über die *in situ* angestellten Beobachtungen ihrer Sitten und Sprache einige Aufzeichnungen.

Einige Jahrzehnte früher waren diese Indianer von spanischen Jesuiten in kleinen Niederlassungen gesammelt und während ungefähr vier Jahren zum zivilisierten und christlichen Leben herangezogen worden, als diese Missionäre von einer mißleiteten Regierung aus ihrem segensreichen Wirkungskreise gewaltsam entfernt wurden.

Die oben erwähnten Beobachtungen in Verbindung mit den Nachrichten, welche einige dieser Missionäre in Notizen oder Briefen, die mir im Original vorlagen, hinterließen, sind es, welche ich hier zusammenstelle.

Da diese Indianer aber schon eine Vorgeschichte haben und ziemlich allgemein als Abkömmlinge der alten Guayaná betrachtet werden, müssen wir hier auf diese zurückgreifen und in möglichster Kürze über deren Geschichte, ihre Gebräuche, ihre Einteilung in verschiedene Gruppen berichten.

I. Die Guayaná im 16., 17. und 18. Jahrhundert.

Die Nachrichten über die Coroados oder Guayaná gehen bis in das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts zurück. GABRIEL SOAREZ, dessen „Noticia do Brasil“ um diese Zeit verfaßt wurde und heute mit Recht hohes Ansehen genießt, schildert die Guayaná zwischen Angra dos Reis und Cananea (etwa dem Küstengebiet des heutigen Staates von S. Paulo entsprechend) als einfach, nicht boshaft noch falsch und als sehr leicht zu befriedigen; wie sie von Jagd, Fischfang und Waldfrüchten leben. Feinde der Anthropophagie, töteten sie ihre Gefangenen nicht, sondern machten sie zu Sklaven. Diese Sklaverei war aber

Coroados-Indianer von Lagôa Vermelha, Serra do Jorquilha.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
BERLIN

sehr milde; sie verlangten keine schwere Arbeit von ihnen, da sie diese selbst nicht kannten und gerne der Ruhe, geselliger und scherzhafter Unterhaltung pflegten.

Nie verließen sie ihr Gebiet, um entweder Stämme zu bekriegen, noch suchten sie dieselben in ihren Wohnungen auf, da sie im Wald nicht zu kämpfen verstanden, sondern auf dem freien Felde, auf dem sie wohnten.

Wenn sie mit Weißen zusammentrafen, so fügten sie ihnen keinen Schaden zu, sondern leisteten ihnen gute Gesellschaft. Sie hatten keine Dörfer, in denen sich die Hütten in einer gewissen Ordnung gebaut fänden wie bei ihren Nachbarn, den Tamoyos, sondern lebten in Höhlen (Troglodyten) auf dem freien Felde, in denen sie Tag und Nacht Feuer unterhielten und auf dem Boden, höchstens ein Fell unter sich, schliefen. Es werden auch heute noch, besonders im Staate Parana, solche Höhlen gefunden, die auf diese Lebensweise der Guayaná hinweisen. Ihre Sprache war verschieden von der ihrer Nachbarn, der Carijós und Tamoyos.

Ein Zeitgenosse von G. Soarez, der Engländer Ant. Knivet, stimmt nicht in allem mit dieser Schilderung überein. Einen charakteristischen Zug gibt er jedoch, woran man sogleich die modernen Guayaná als Abkömmlinge jener erkennen kann, nämlich daß sie sich die Kopfhaare auf dem Scheitel so schoren, daß die noch übrigen gleichsam eine Krone bildeten, woher ihr anderer Name „Gekrönte“ oder „Coroados“ abzuleiten ist.

Sim. de Vasconcellos erwähnt sie auch in seiner „Chronica“ (1662) und meldet, daß sie, von den Portugiesen gezwungen, nach Süden gezogen seien. In der Tat treffen wir sie, etwas vor der Mitte des 17. Jahrhunderts, am oberen Lauf des Uruguay, im Norden des Staates von Rio Grande do Sul, erwähnt auf einer Karte, die von den Jesuiten-Missionären von Paraguay angefertigt wurde. Darauf werden sie noch von den Gualachos auseinandergehalten, die nördlich von ihnen an den Ufern des Iguazú erscheinen. Aus dieser Zeit wissen wir nach einem Berichte des Dr. Jarque (Misioneros insignes) nur, daß die Guayaná von den Missionären Ruy Montoya und Dias Tanho während einer Epidemie besucht wurden und daß ihre Sprache von dem Guarani verschieden war. Ein Jahrhundert später (im 18.) aber werden beide (Gualachos und Guayaná) von dem Geschichtsschreiber Lozano (Conquista) identifiziert. Nach ihm lebten die Guayaná auch von Jagd und Fischfang und blieben nicht lange, nur ungefähr zwei Jahre in derselben Gegend. Sie ließen sich in kleineren Gruppen und in großen Entfernungen nieder, damit die Jagdgründe nicht zu enge ausfielen. Aus den Ergebnissen der Jagd und wie es scheint besonders des Fischfanges, sollen sie, entgegen der fast allgemeinen Gewohnheit anderer Stämme, Vorräte für ein ganzes Jahr gesammelt haben.

Ihre Hütten errichteten sie, indem sie einen Baumstamm aufrichteten, von dessen Spitze vier andere Hölzer nach den vier Himmelsrichtungen herabstiegen; ebensoviele Abteilungen machten sie für die Familien mittels Wänden aus Palmblättern.

Die Gruppen oder Dörfchen unterhielten einen gewissen Verkehr unter sich mittels offengehaltener Pfade oder Pikaden, die jedoch wenig begangen

waren. Wenn der Stamm ein Dörfchen bestrafen oder angreifen wollte, ging eine Kriegserklärung voraus, die darin bestand, daß auf den Pfaden oder Pikaden Pfeile angebracht wurden. Wenn im Gegenteil Einladungen zu einer Festlichkeit gemacht wurden, legten sie auf den Boden Maiskolben in einem Kreise oder Kranze oder hingen solche auf die Bäume.

Bei diesen Festgelagen betranken sie sich und brachen dann in einen Höllenlärm aus. Einige vollführten einen unharmonischen Gesang, andere weinten und heulten; diese schrien, jene seufzten; wieder andere ahmten die Stimmen verschiedener Tiere nach durch Gezisch, Gebell, Wiehern, Geheul, schrilles Pfeifen; alles in einem zügellosen und bunten Durcheinander. Zuletzt gerieten sie wohl auch in ein Handgemenge, indem sie sich mit ihren Nägeln gegenseitig kratzten oder einander bissen, als wenn sie es mit Feinden zu tun hätten. Zuweilen entwickelten sich hieraus auch ernstliche Feindseligkeiten und der Festabschied klang dann in einer Kriegserklärung aus.

Auch die Weiber nahmen an diesen Orgien teil, betranken sich; und besonders wegen ihrer entspannen sich Streitigkeiten. Die unzufriedenen Männer erklärten sich von ihren Frauen geschieden, und diese rächten sich nach Möglichkeit an jenen. Außer der Zeit der Trinkgelage beobachteten die Frauen eine gewisse Eingezogenheit, und ihre gewöhnliche Kleidung war sehr anständig. Sie bestand in einer Art Tunika, welche den Körper bis auf die Füße bedeckte und die Arme frei ließ. Die Männer gingen nackt, mit Ausnahme einiger, die sich mit Hemden bekleideten, die sie von Guaranis gekauft hatten.

Bei diesen Festen hatten sie jedoch auch eine gute Gepflogenheit: die Burschen und Mädchen durften keinen Wein nehmen, und es lag ihnen zugleich Pflicht ob, alle Waffen während des Festes zu verbergen; der Grund hiefür ist nicht schwer zu erraten.

Die Sehnen ihrer Bogen verfertigten sie aus den Fasern einer Nesselart. Die Pfeilspitzen, welche sie für die Jagd bestimmten, hatten keine Widerhaken, waren aber sehr breit, um eine große Wunde zu reißen und so viel Blut fließen zu machen. Auf diese Weise war es leicht, die Spur des Wildes bis in das dichteste Gestrüpp zu verfolgen.

Sie hatten keine Spur von einer Religion, glaubten aber, daß die Seelen der Verstorbenen, die sie *acupli* nannten, in Dämonen verwandelt würden.

Großes Ansehen genossen ihre Zauberer, von denen sie in ihrem Aberglauben bestärkt wurden. Diese gaben ihre Orakelsprüche, nachdem sie *mate*[1] getrunken und denselben befragt hatten. Ihren Spruch leiteten sie ein mit dem stetigen: „Die Herva-*mate* hat mir gesagt."

In jedem Dörfchen hatten sie einen Friedhof, den sie sehr reinlich hielten. Auf den Gräbern erhob sich eine kleine Pyramide (von Erde oder Steinen?), auf deren Spitze sie eine *cuia* (Trinkgefäß, aus einem Kürbis verfertigt) mit Wasser stellten und an deren Fuß sie ein schwaches Feuer anzündeten, das täglich von den Verwandten unterhalten wurde. Die *cuia*, sagten sie, dient dazu, den Durst des Verstorbenen zu stillen, das Feuer, um die Mücken zu verscheuchen.

[1] Ein Tee, der von den Blättern des berühmten Teebaumes *(ilex paraguayensis)* bereitet wird und heute noch, besonders im subtropischen Südamerika, im allgemeinen Gebrauch ist.

2. Die Guayaná oder Caingang in der Neuzeit. Widersprechende Nachrichten über sie.

Wenn man nun die neuere Geschichte der Guayaná in den zeitgenössischen Autoren verfolgt, so fließen zwar die Angaben bedeutend reichlicher, lassen aber an Klarheit viel zu wünschen übrig. Auf diese Literatur näher eingehen, ist fast dasselbe, wie in ein Labyrinth von widerstreitenden Meinungen geraten, aus dem man keinen Ausgang findet.

Die einen teilen die Guayaná den Tupis zu, die anderen den Tapuyas (Gês); diese geben ihnen eine eigene Sprache, jene betrachten diese nur als einen Dialekt des Guarani; einige schildern sie in Übereinstimmung mit den alten Schriftstellern als sanfte, leicht zu befriedigende Indianer, andere machen aus ihnen sehr feindselige und wilde Stämme, die der Menschenfresserei ergeben seien, was andere wieder in Abrede stellen. Was die einen als charakteristische Merkmale betrachten (wie Dr. EHRENREICH die *tembetá*), schließen die anderen (mit AMBROSETTI), und wie es scheint, mit Recht, als solche aus.

Hier können wir unmöglich auf diese Meinungsverschiedenheiten näher eingehen, um zu einem abschließenden Resultate zu gelangen; eine schwierige, weil verwickelte und überdies wenig angenehme Arbeit — auch klangvolle Namen würden hier einer Korrektur unterworfen werden müssen —, eine Aufgabe, die nur nach Befragung der ganzen, sehr angewachsenen und nicht immer zugänglichen Literatur, für eine bessere Gelegenheit aufbewahrt bleibt.

Unter jenen, welche unseren Gegenstand in neuester Zeit am umfassendsten und mit Benützung von beinahe der ganzen darüber bestehenden Literatur behandelt haben, ist vor allen Herr Dr. HERMANN v. IHERING, Direktor des Museu Paulista in S. Paulo, zu nennen. Seiner Einteilung der Guayaná in verschiedene Gruppen, die sich teilweise auf die Angaben des spanischen Offiziers und Zoologen FELIX VON AZARA, als auf einen ausgezeichneten Kenner von Paraguay, stützt, kann ich nicht beipflichten. Je mehr die alte Geschichte von Paraguay erforscht wird, desto mehr kommt diese Autorität ins Wanken. Ein Schriftsteller, der, wie AZARA, weil es in seinen Plan paßt, ein Dutzend Ortschaften, die nie existierten, mit umständlicher Angabe der Zeit der Gründung und der geographischen Lage frischweg erfindet, und zugleich noch andere ebensoviele Unmöglichkeiten seinen Lesern zu glauben zumutet, kann auf geschichtlichem Gebiete nicht ernst genommen werden[1].

Die Annahme, die Guayaná hätten sich bis in das Gebiet von Bahia erstreckt, scheint einer genügenden Begründung zu entbehren. GABRIEL SOAREZ, der dieses Gebiet besonders umständlich beschreibt, schweigt darüber. Wenn er die Tapuyas an der Südküste Brasiliens behandelt, so bemerkt er schon im voraus, daß wir dieselben wieder in Bahia treffen und daß er dann auf sie zurückkommen werde, was er nicht unterlassen hätte in bezug auf die Guayaná, wenn solche in Bahia existiert hätten.

Es wird zwar in einem älteren, einem Jesuiten zugeschriebenen Bericht[2] daselbst ein Stamm von Guayaná unter 75 anderen kurz erwähnt, doch werden ihm Eigenschaften beigelegt, die sie von der bekannten Nation der Guayaná

[1] Cf. CARDIEL, S. J., Declaración de la Verdad, publ. por P. HERNANDEZ. Buenos Aires 1900. Introd. XI e XII.

[2] Rev. do Instit. Hist. Brasil., t. 57, p. 209.

gänzlich ausscheidet, nämlich als sehr wild und unbezähmbar, ganz entgegen dem einstimmigen Zeugnisse der älteren Autoren. Es würde dem obengenannten nicht entgangen sein, wenn sie mit den Guayaná im Süden in Beziehung gestanden, zumal er gerade das Gebiet von Bahia mit besonderer Sorgfalt behandelt[1]. Auch SIM. DE VASCONCELLOS, wo er seine Einteilung aller Indianerstämme aufstellt, weist den Guayaná als Wohnsitz einfachhin den äußersten Süden Brasiliens an. Gäbe es solche im Norden, so mußte er das hier erwähnen, was er nicht tut[2].

Darüber sind wohl alle einig, daß die Guayaná, heute Caingang genannt, und in einigen Gegenden auch noch unter anderen Namen, wie Coroados und Bugres (Rio Grande do Sul), Camés (S. Paulo), Socré (S. Catharina), Xocren (Paraná) bekannt, in den Südstaaten Brasiliens, S. Paulo, Paraná, S. Catharina, Rio Grande do Sul und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in dem sogenannten Missionsgebiet von Argentinien, sich immer noch bis heute erhalten haben.

In einigen Distrikten, wie früher in Rio Grande do Sul, so jetzt noch in S. Paulo und S. Catharina, haben sie sich durch ihre Feindseligkeiten den Zivilisierten noch recht lästig gemacht und manches Leben gefordert, unter anderen auch vor einigen Jahren (1901) das des eifrigen Domherrn CLARO MONTEIRO, der an der Spitze einer Expedition sich der Bekehrung dieser Indianer widmen wollte. Es wäre damit wieder einmal der Beweis dafür geliefert, daß viele Indianerstämme von Haus aus friedlich, gegen die Europäer freundlich gesinnt waren, wie die alten Guayaná, aber durch die harte, ungerechte Behandlung der Weisen, zuletzt diesen feindlich entgegentraten und naturgemäß sich zu Ausschreitungen gegen dieselben hinreißen ließen.

In Rio Grande do Sul sind seit wohl einem halben Jahrhundert, dank den spanischen Missionären, die Klagen über sie verstummt.

Diesem Umstande dürfte es wohl nicht zuletzt zuzuschreiben sein, daß der ganze Staat gleichmäßig der Zivilisation einverleibt und in die Reihe der vollständig zivilisierten Länder getreten ist, in denen es keine Horden von Wilden mehr gibt, die deren Entwicklung binden, während die Nachbarstaaten bis dahin noch ein gutes Stück Weg zurückzulegen haben.

Wenden wir uns nun diesen zu.

3. Coroados oder Caingang in Rio Grande do Sul.

Diese treffen wir ungefähr in derselben Gegend, in welcher wir im 17. Jahrhundert die Guayaná verlassen haben. Sollten sie wohl ihre direkten Nachkommen sein? Das ist kaum anzunehmen, da sie nach ihrem eigenen Geständnis von S. Paulo eingewandert sein sollen. Auch wäre es überdies schwer zu erklären, wie sie in Mitte des Riograndenser Missionsgebietes, das sich im 18. Jahrhundert über diese Gegend erstreckte, sich hätten erhalten können, ohne den Reduktionen einverleibt zu werden. Wahrscheinlich wird sich wenigstens ein Teil von ihnen nach S. Catharina, Paraná oder S. Paulo zurückgezogen haben.

[1] Noticia do Brasil, II. P. cap. 183 e seg.

[2] Notitias das cousas do Brasil, I. P. n. 152, Lisboa 1662.

Die Coroados sind von mehr als mittlerer Größe, fast schlank, Körper und Glieder gut proportioniert. Das Gesicht ist eher oval als breit, die schwarzen, horizontalen Augen glänzen und bewegen sich unruhig. Die Hautfarbe ist dunkler oder heller, je nach der Gegend — ob Wald oder freies Feld —, in der sie leben, und hat wenig von der Kupferfarbe.

An den Coroados von Nonohag bemerkte ich nichts von Tätowierung oder Bemalung des Körpers. Man kann sagen, daß sie fast nackt gingen; nur im Winter bedeckten sie sich mit einem Gewebe, das die Frauen aus den Fasern einer großen, baumartigen Nessel verfertigen und das sie *curú* (nach anderen *lurú*) nennen. Es ist dies ein viereckiges Tuch von etwas mehr als 150 *cm* Länge und 125 bis 130 *cm* Breite; in der Mitte ist eine Öffnung gelassen, daß gerade der Kopf hindurchgeht. Es scheint dieses Gewebe eine Eigentümlichkeit dieses Stammes zu bilden.

Wenn ihnen die Kleidung nicht so viele Mühe bereitet, so um so mehr die Sorge um die Nahrung, die hauptsächlich aus den Produkten der Jagd und des Fischfanges besteht. Nebenbei pflanzen sie auch Maniok und Mais, aber wie ich beobachten konnte, in so geringem Maße, daß sie den Ackerbau als eine Nebensache zu betrachten scheinen, die man entbehren kann.

Für die Jagd haben sie verschiedene Arten von Bogen, je nach der Beute; einige sind 2 *m* lang und in der Mitte von der Dicke eines Handgelenkes; die für den Krieg bestimmten sind noch länger. Die Pfeile werden nicht nur von Taquara (Bambusrohr), sondern auch von anderen Hölzern verfertigt; an dem einen Ende befinden sich Federn, besonders eines Habichts, angebracht; die Spitze ist von Knochen oder auch von Eisen, das sie dafür zurechtschleifen. Deshalb gehen sie darauf aus, von den Kolonisten oder Serrabewohnern sich Eisenstücke zu verschaffen. Auch beim Fischfang bedienen sie sich mit großer Geschicklichkeit der Pfeile.

Zu ihren Schmuckgegenständen wird man wohl die Halsbänder aus Eckzähnen von Affen zählen; ferner schmücken die Männer bei gewissen Festlichkeiten das Haar mit Papageienfeden.

Ihre Musikinstrumente bestehen aus Rohrstücken, die sie mit der Nase blasen, und aus Ochsenhörnern, die zu einander gestimmt sind und eine „pathetische, traurige Musik" vernehmen lassen. Ferner haben sie für Signale in weiteren Entfernungen eine Art Trompete, die sie aus den großen, festen Blütenscheiden einer Palmenart *(coqueiro)* herstellen.

Was die Gemütsart der Coroados angeht, so scheinen sie von Haus aus weder grausam, noch feindselig gegen die Weißen zu sein. Wenn sie auch in der Vergangenheit bei ihren blutigen Zusammenstößen mit den Brasilianern keinen Pardon gaben, so mochte das mehr aus Furcht, denn aus Neigung zur Grausamkeit und Rachsucht geschehen sein, auch vielleicht aus gerechter Vergeltung wegen der geringen Rücksicht oder dem gänzlichen Mangel derselben gegen sie, die ursprünglichen Herren des Landes, aus dem man sie vertreibt. Zu dieser Ansicht berechtigt nicht nur die friedliche Art, mit der sie alle anderen behandeln, sondern auch die Menschlichkeit und das Mitleid, mit dem sie ihren Kranken und Sterbenden begegnen. Fällt einer von ihnen im Kriege oder im Zweikampfe, so haben sie alle Sorgfalt, der Leiche habhaft

zu werden und ihr ein geziemendes Begräbnis zu geben. Wird jemand unter ihnen krank, so sparen sie keine Mühe und Sorgfalt, um das Übel zu heben und dem Leidenden Linderung zu verschaffen.

Sie zeichnen sich durch Genügsamkeit aus, die, wenn verbunden mit einer gewissen Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft, eine hohe Gabe wäre, in unserem Falle aber nur der morsche Grund ist, auf dem ihre Trägheit gleichsam ruht und in der ihre Indolenz ihre Erklärung findet.

Doch ihre Trägheit halten sie selbst nicht für eine Schwäche; denn die Arbeit betrachten sie als etwas Erniedrigendes, das nur für Sklaven und Frauen paßt. Allein schon um ihre Freiheit zu wahren und zu verteidigen, wie sie sagen, dürfen sie sich nicht der Arbeit unterziehen.

Damit stimmt ihre große Empfindlichkeit überein. Ein kleiner Verstoß, betonen die Missionäre in ihren Berichten, gegen ihre Persönlichkeit hätte genügt, die mühsam in der Reduktion Gesammelten auf einmal und für immer in die Wälder zu zerstreuen. Obwohl Wilde und armselig, wollen doch alle wie Fürsten und Fürstenkinder behandelt werden.

Sie sind nicht diebisch; obwohl die Wohnung der Missionäre offen stand und alle aus- und eingingen, wurde ihnen doch nie etwas entwendet. Nur wenn sie nichts zu essen haben, ist es wunderlich anzusehen, mit welcher Unverfrorenheit sie nach dem ersten besten greifen, gerade als wären die Erzeugnisse der Erde das Gemeingut aller. Aber um so größere Bettler sind sie; die Missionäre, um nicht fortwährend von ihnen geplagt zu werden, mußten alle Gegenstände, welche sie ihnen nicht geben konnten oder wollten, sorgsam ihrem Blicke verbergen; denn sobald sie etwas ihnen Zusagendes sahen, riefen sie sogleich: *Mannim!* Für mich! Une wenn sie es nicht erhielten, wurden sie verdrossen und murrten, wie die Kinder einer Familie, in der es keine Erziehung gibt.

Nachdem wir das alles mehr oder weniger Gemeinschaftliche kurz charakterisiert haben, kommen wir zur Beleuchtung der

4. Familienverhältnisse.

Da stehen wir sogleich vor der Frage, ob unter ihnen eine wirkliche Ehe bestand. Ähnlich ihren Vorfahren im 17. Jahrhundert scheinen auch sie mit derselben Leichtigkeit und Grundlosigkeit die eheliche Verbindung aufgehoben zu haben, wie die Guarani; von diesen aber glaube ich nachgewiesen zu haben, daß unter ihnen kein Ehekontrakt bestand[1]. Mit derselben Leichtigkeit, mit der sie eine Frau nahmen, mit derselben vertauschten sie dieselbe mit einer anderen, wie man eine Magd mit einer anderen wechselt, und das aus der geringsten Veranlassung, wie zum Beispiel, daß sie die Speisen nicht genau nach dem Geschmack des Mannes bereitete und ähnliches.

Das Eherecht, wenn man solche Verhältnisse so nennen kann, reduzierte sich auf wenige Sätze. Ausschließlich dem Vater verdankte nach ihrer Meinung das Kind seine Existenz. Die Mutter wurde nur als die Bewahrerin und Behüterin des Kindes betrachtet, und dieses hatte keine Pflichten der Mutter

[1] Habitantes primitivos do Rio Grande do Sul. Rio Grande 1911, pag. 8.

gegenüber. Der Stand des Vaters und nicht der der Mutter ging auf die Kinder über. Wenn diese Sklavin war und der Vater ein Freier, so wurden auch die Kinder freigeboren. Wenn jedoch der Vater Sklave war, so wurde auch der Sohn als solcher betrachtet, selbst wenn die Mutter eine Freie war. Die verstoßene Frau oder Witwe, falls sie von keinem anderen angenommen wurde, ging zur Klasse der alten Weiber über.

Die Familienbande waren naturgemäß sehr locker. Sie wohnten in Gruppen von verwandten Familien, wozu sie ihre patriarchalische Organisation und die Polygamie von selbst bringt.

Von einer Erziehung ist selbstverständlich keine Rede; es scheint, daß sie ihre Kinder nicht einmal zurechtweisen konnten, selbst wenn diese sich zu Ausschreitungen hinreißen ließen. Dagegen lehrten sie dieselben frühe den Gebrauch der Waffen und die Art, sie zu verfertigen. Als einer der Missionäre ein Kind von etwa fünf Jahren nach Porto Alegre gebracht hatte, damit es dort erzogen werden sollte, wurde dasselbe auch dem Präsidenten der Provinz vorgestellt. Dieser, um zu sehen, was der Kleine wohl tun werde, gab ihm einen Bogen mit Pfeilen. Das Kind faßte sie sogleich, und nachdem ihm ein Ziel angegeben worden, warf es sich auf den Boden, schoß und traf so sicher ins Schwarze, wie es nur ein geübter Indianer fertig gebracht hätte.

Ihre Wohnungen sind elende Hüttchen aus Brettern zusammengefügt oder auch nur aus vier Pflöcken bestehend, die mit Palmreisern bekleidet werden. In der Mitte brannte Tag und Nacht ein Feuer; sie schliefen auf dem Boden auf Laub oder einem Felle, indem sie die Füße nahe beim Feuer haben. Tritt man in einen solchen engen Raum, so findet man gewöhnlich die ganze Familie beisammen; die einen auf dem Boden ausgestreckt, die anderen beschäftigt mit Braten von Pinhoes[1] oder Maiskolben, wieder andere bessern Bogen und Pfeile aus oder verfertigen solche, welches neben der Jagd und dem Fischfang die Hauptbeschäftigung der Männer ist.

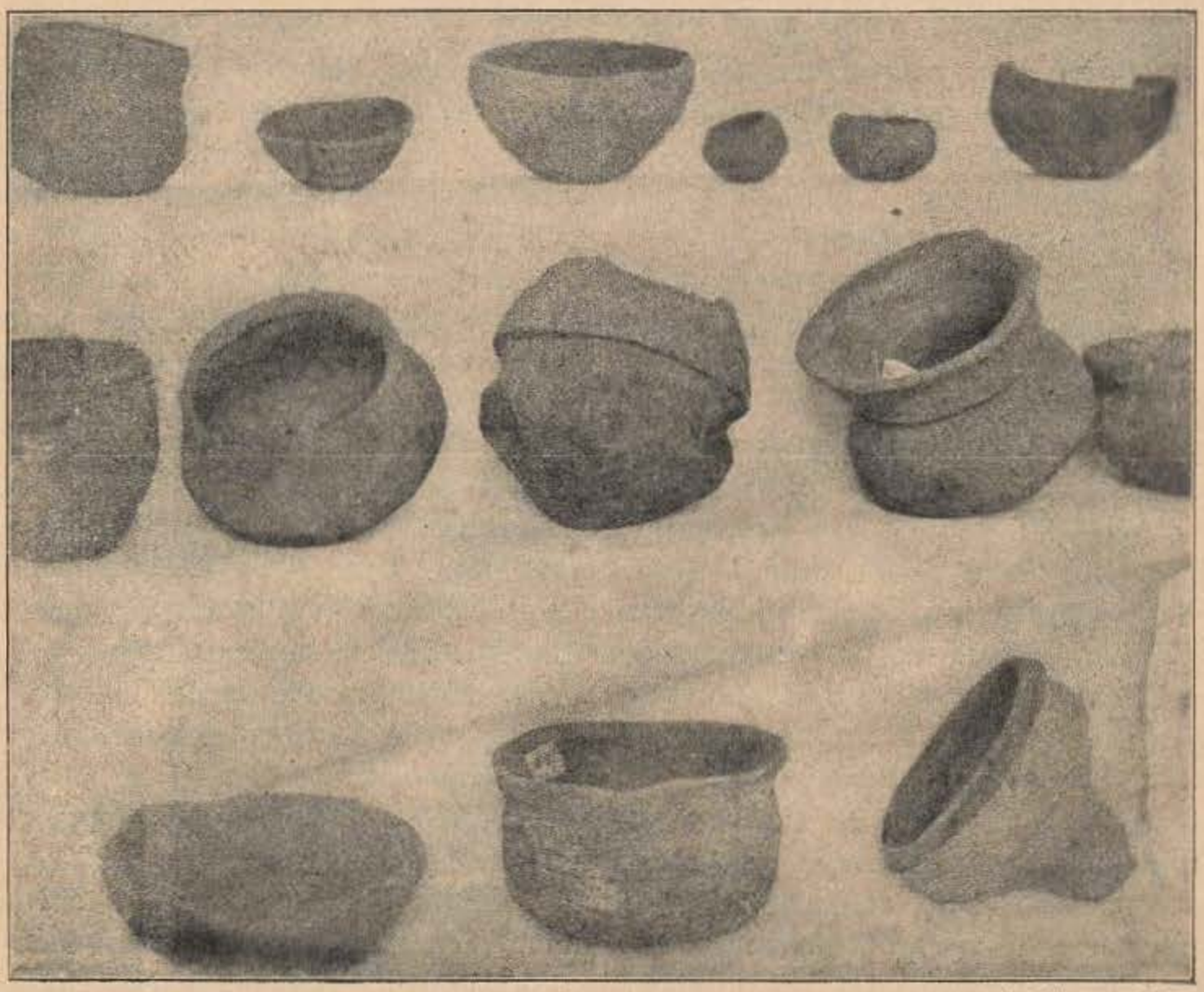
Die Weiber sind arbeitsamer, sie versehen die ganze Familie mit Nahrungsmitteln und anderen nötigen Dingen, und die Zeit, die ihnen noch erübrigt, benützen sie, ohne andere Instrumente als ihre Finger, zum Weben der oben genannten Tücher, die nicht nur als Kleidung dienen im Winter, sondern auch zu einer Art Matratze und Bettdecken, um sich und ihre Kleinen zu bedecken. Ihnen oblag auch die wenige Pflanzung zu besorgen, die Farinha (Mehl aus der Maniokwurzel) und die Getränke zu bereiten, besonders die Chicha für Festlichkeiten. Diese ist ein aus gegorenem Mais bereitetes Getränk. Die Gärung wird dadurch hergestellt, daß die jungen, nicht verheirateten Indianerinnen die Körner zerkauen und so mit ihrem Speichel vermischt in ein Gefäß bringen. Ob die Coroados auch den Glauben hatten oder haben, daß diesen Dingen durch die Behandlung der Frauen eine besondere Kraft mitgeteilt werde, wie bei den Guayaná, konnte ich nicht ermitteln. Auch die schlichten Produkte der Keramik sind ihnen zuzuschreiben.

Die Hausgeräte reduzierten sich auf wenige Dinge: einen Korb aus Taquara verfertigt, der als Truhe diente, einige größere Tongefäße für Getränke, einige

[1] Pinhoes sind die nahr- und schmackhaften Früchte der *Araucaria* oder der brasilianischen Fichte.

Kürbisschalen zum Aufbewahren von Mehl oder auch von gesammeltem Waldhonig, einige kleine Flaschenkürbisse als Trinkgefäße und einige Bratspieße, die aus Holz fein geschnitten sind und mit denen sie das Fleisch zwischen heißen Steinen braten und umwenden.

In ihren Krankheiten zeigen alle Nachbarn große Teilnahme und Mitleid; einige versuchen es sogar, den Kranken zu heilen oder zu erleichtern durch Medizinen, die sie aus dem Saft gewisser Pflanzen bereiten. Noch größer sind die Beileidsbezeugungen bei und nach dem Tode eines der Ihrigen.



Anthropos IX.

Töpferei der Coroados.

In einem Briefe eines Missionärs aus Nonohag fand ich folgende Angaben. Nachdem er erzählt hat, wie die Hütte des Kranken immer von Leuten gefüllt war, die bereit waren, ihn zu bedienen, fährt er fort: Aber die Szene änderte sich, nachdem der Kranke verschieden war. Jedermann weinte, und die ganze Nacht hindurch und von allen Seiten her vernahm man Schluchzen und Seufzen. Aus allen Hütten wurden laute Klagen wie im Takt vernommen, die in meinen Ohren eine ähnliche Wirkung hervorbrachten, erlauben Sie diesen Vergleich, wie eine gewisse Art von Fröschen in Porto Alegre zur Regenzeit, deren wie auf Kommando angefangener und endigender Gesang sich wie ein Chor sanft weinender Kinder anhört. In derselben Nacht wurde ich in die Hütte des Bruders des Verstorbenen gerufen, und ich fand sie angefüllt mit

Leuten, es waren deren etwa fünfzig, ohne Ordnung auf dem Boden sitzend und liegend, die ebensoviele Besessene zu sein schienen von solchem Weinen und Schreien, und einige machten den Eindruck, als wären sie daran, ohnmächtig zu werden; ich wollte sie beruhigen, aber es war mir unmöglich. Später fragte ich einen Indianer: „Wozu soviel Weinen?“ Er antwortete: „Was meinen sie? daß wir wie die Portugiesen sind, die kein Mitleid haben und über ihre Toten nicht weinen können? Und merken Sie wohl, Herr, daß das

Anthropos IX.

Töpferei der Coroados.

Maß des Weinens sich nach der Achtung richtet, welche sie vor der verstorbenen Person haben; deshalb sagen sie mir, daß, wenn der Tote ein Häuptling gewesen wäre, das Heulen allgemeiner wäre und durch viele Nächte hindurch fortgesetzt würde . . . Nachdem nun einige Tage nach dem Tode verflossen sind, heben sie die Trauer auf durch Feste, Trinkgelage und Tänze um das frische Grab.“

Das Grab ist eine kleine Grube auf einem gemeinschaftlichen Friedhof, die sie von allen Seiten mit Stützen versehen und in deren Mitte sie die Leiche legen. Gleich darauf bedecken sie dieselbe mit Erde bis zu einer gewissen Höhe, so daß soviele kleine Hügel als Gräber sichtbar sind; sie

stampfen jedoch nicht die Erde, welche die Leiche bedeckt und wundern sich über unsere Art zu bestatten, die ihnen grausam erscheint.

P. VILLARUBIA suchte während ihrer Trauerzeit sich zu vergewissern, ob er unter den vielen Äußerungen des Schmerzes und der Trauer nicht etwas Religiöses oder wenigstens etwas von einem Glauben an die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele entdecken könnte; aber alle Untersuchungen waren umsonst. Es fand sich nichts, was sich nicht innerhalb der Grenzen eines natürlichen Gefühls oder einer hergebrachten Gewohnheit gehalten hätte. Ohne dieses Resultat vorherzukennen, machte auch ich dieselbe Beobachtung, als vor Jahren unter demselben Stamm und an demselben Orte in Nonohag bei einigen älteren Männern ähnliche Untersuchungen von mir angestellt wurden. Jedoch haben sie Furcht vor ihrem Feinde nach dessen Tod und wagen sich nicht an dem Ort vorüber, wo er starb. Wenn sie Unglück haben, so schreiben sie es der Rache der bösen Geister zu, indem sie sagen *vaicupri*, die Seele, der Geist! und wollen damit ausdrücken, daß der Geist ihres Feindes ihnen die Übel zugefügt hat. Man erkennt hier unschwer den Glauben der alten Guayaná, die, wie wir gesehen haben, die Seelen der Verstorbenen *acupli* nannten und meinten, daß diese in böse Geister verwandelt würden.

Über das, was man die

5. Soziale Organisation der Coroados (Caingang)

nennen könnte, sei folgendes bemerkt.

Sie lebten in kleinen Dorfschaften, aber nicht ohne eine Art Regierung; ihre Form war die patriarchalische. Die Vorsteher waren erblich oder wählbar. Auch standen die Häuptlinge mehrerer Gruppen wieder unter einem höheren Häuptling.

Unter den Angehörigen desselben Stammes bestand wahrer Kommunismus. Keiner aß oder trank ohne mit dem anderen zu teilen. Umgekehrt, war einer hungrig, so betrachtete er als sein Eigentum alles, was ihm den Hunger stillen konnte, auch wenn er sich im fremden Hause befand. Privateigentum von liegenden Gütern kannten sie ebensowenig wie die Guayaná. Und wenn man sie gefragt hätte, wem der Boden gehöre, auf dem sie wohnten, so wäre ihnen diese Frage ebenso sonderbar und unverständlich gewesen, wie jene andere, wer der Eigentümer der Gewässer des Uruguay und seiner Fische sei. Auch unternahmen sie nicht einen Krieg, um Ländereien oder Dörfer zu erobern, sondern aus anderen Gründen, um sich Gefangene zu machen, die ihnen als Sklaven dienen sollten, um eine Beleidigung zu rächen, oder aber um ein oder mehrere Weiber zu rauben.

Es ist sehr selten bei ihnen, daß ein Stamm mit dem anderen in Frieden und Freundschaft lebt, da eine unbedeutende Sache genügt, um unter ihnen Streitigkeiten anzufachen. In vergangenen Zeiten führten sie ohne Barmherzigkeit Vernichtungskriege gegeneinander, und dies ist einer der hauptsächlichen Gründe, warum sie in diesem Staate so zusammengeschmolzen sind. Um 1850 mochten sie in der ganzen Provinz etwa Tausend Seelen zählen. Und auch damals hätten sie fortgefahren, sich gegenseitig aufzureiben, wenn nicht die Rücksicht auf die Missionäre sie zurückgehalten hätte. Aber trotz ihrer

Anwesenheit wäre wegen eines Weibes ein grausames Gemetzel unter denen von Nonohag entstanden, wenn nicht noch in letzter Stunde der Missionär mit seinem Ansehen demselben zuvorgekommen wäre.

Die Stellung des Weibes in ihrer Gesellschaft ist mehr die einer Sklavin als einer Gattin. Auf dem Weibe ruht alle schwere und niedrige Arbeit, während der Gatte wie ein Herr zuschaut und sich bedienen läßt. Selbst wenn sie ihre Wohnplätze ändern, so sind es die Weiber, welche das ganze Gepäck auf sich nehmen und obendrein noch die kleinen Kinder, während die Männer nichts als ihre Waffen tragen, ihren Bogen mit einigen Pfeilen oder auch noch eine Lanze. Freilich, wenn es durch Feindesland geht, ist dieser Brauch des Mannes wohl gerechtfertigt, um immer bereit zu sein, die Familie zu verteidigen. Daher mag auch der skrupolös beobachtete Gebrauch kommen, daß, wenn Mann und Frau ausziehen oder in den Wald gehen, jener immer vorausgeht und diese in einiger Entfernung nachfolgt, damit die Frau leichter nach Hause fliehen könne bei einem feindlichen Überfall; aus demselben Grunde beobachten sie die umgekehrte Ordnung bei der Rückkehr. Diese letztere wollen die Männer, wenn außer Gefahr, regelmäßig aus Eifersucht beobachten, um die Frau immer im Auge zu haben.

Wie ihre Vorfahren, so kannten auch sie nicht die Antropophagie, noch weniger Menschenopfer oder überhaupt einen der Gottheit geleisteten Kult. Wenn der Meinung der Missionäre vielleicht nicht alle beipflichten, daß nämlich die Caingang von Rio Grande nicht abergläubisch seien, so wird man ihnen ohne Rückhalt beistimmen, wenn sie sagen, daß sie keine Religion kannten, sondern in vollständiger Gleichgiltigkeit lebten. Wenn sie von einem höheren Wesen einen Begriff haben, so ist er sehr verworren; sie haben auch in ihrer Sprache kein Wort dafür, was allerdings sehr bezeichnend ist; das Wort, das man ihnen beigebracht hat, ist der Guaranisprache entliehen.

Der Mythus, der einzige, den wir von ihnen kennen und den wir in der Übersetzung folgen lassen, bestärkt nur diese Ansicht; er erhöht sich nicht zu einem höheren, überirdischen Begriff.

Als P. Parés, ein guter Kenner ihrer Sprache und Sitten, ihnen eine Vorstellung von Gott beizubringen suchte, fragten sie ihn, ob Gott böse sei. Es war gerade die Frage, auf die es ankam und die ihre eigenen Vorstellungen charakterisiert. Denn sie hatten keinen Begriff von einem gütigen, höchsten Wesen, sondern nur unklare Gedanken von feindseligen Geistern, denen sie keinen Kult erwiesen als einem wohltätigen, mächtigen Wesen, um von ihm Wohltaten zu erlangen, sondern deren feindselige Gesinnung und Zornmut sie höchstens durch kleine Gaben, besonders Tabak, zu beschwichtigen suchten, einzig damit sie ihnen keinen Schaden zufügten und sie in Frieden ließen.

6. Sprache der Coroados.

Es erübrigt noch auch über ihre Sprache einiges zu sagen. Sie gehört zu jenen, von denen man sehr wenig weiß und das Wenige nicht mit Sicherheit.

Die Wörter, welche in den zwei ersten Spalten folgen, habe ich mit großer Sorgfalt zuerst in Cazeros und dann einige Tagereisen nach Norden in Nonohag von den Indianern selbst gesammelt. In Cazeros fand sich

glücklicherweise ein Coroado, der auch ziemlich das Portugiesische verstand, so hatte ich gleich einen großen Vorsprung für meine weiteren Untersuchungen. Die Vokabeln in der dritten Spalte unter Mo. sind von Dr. MORSCH notiert worden, der längere Zeit in Passo Fundo Gelegenheit hatte, dieselben vor und nach von den Indianern zu hören und die er mir zur Vergleichung freundlich überließ.

Es existieren noch zwei Sammlungen von Vokabeln dieser Sprache; die eine größere von einem Franzosen[1] in Nonohag gemacht, deren Aussprache aber zuweilen sehr zweifelhaft ist; die andere von Dr. HENSEL[2]; auch diese, wie Dr. HERM. v. IHERING bemerkt, ist mangelhaft, weil die Worte nicht treu wiedergegeben, oder wie es scheint, von Anfang an ungenau vernommen wurden, so daß er z. B. das von allen gleichmäßig richtig wiedergegebene Wort *goio*, Wasser, unrichtig als *ngoi-ngoi* oder *ngoin-ngoin* notierte. Eine Wörtersammlung, die der Obere der spanischen Missionäre P. PARÉS sich aufgezeichnet hatte, hat sich leider bis jetzt nicht gefunden. Die Worte *schistani* und *kora* sowie die erste Hälfte des Vaterunsers, die im folgenden beigegeben ist, sind von P. SOLANELLAS, der neben PARÉS ungefähr vier Jahre unter den Coroados gearbeitet hat.

Auch nur eine kleine Sammlung von Wörtern unter diesen Indianern zu erzielen, ist keine geringe Aufgabe. Keine Aufmerksamkeit kann groß genug sein, um etwas Zuverlässiges von ihnen zu erlangen. Die folgenden Wörter und grammatikalischen Bemerkungen sind deshalb mit Vorsicht aufzunehmen. Obwohl ich von verschiedenen Personen und mehrmals dieselben Worte erfragte und auch meistens dieselbe Antwort erhielt, so war es doch immer schwer, jedesmal sicher zu sein, das richtige beim Anhören und bei der Aufzeichnung getroffen zu haben. Die Indianer sprachen leise und waren schnell in ihren Antworten. Wie es ja auch unter Zivilisierten vorkommt, sprachen einige fast wie *a*, was andere wie *é* aussprachen, oder dieses wie *ö*, oder fügten auch noch einen Konsonanten hinzu, den andere unterließen.

Noch ein anderer Umstand erschwerte die Untersuchung; wenn man auf einen ihrer Körperteile deutete, damit sie ihre Bezeichnung angäben, so sagten sie nicht z. B. Hand, sondern m e i n e Hand, m e i n Arm; sie gaben nicht das gefragte Wort allein, sondern verbunden mit einer Partikel. Ebenso wenn man auf den eigenen Körper oder auf einen eigenen Gegenstand wies, so antworteten sie z. B. *en-pen*, dein Fuß. Erst als sich diese Vorsilben immer wiederholten, wurde ich darauf aufmerksam und erkannte den Irrtum, der auch von einem oder dem anderen Forscher begangen, aber nicht notiert wurde.

Ob die Coroados oder Caingang von Rio Grande do Sul ihre Negation an das negierte Wort anhängen, wie etwa im Deutschen es bei dem Ausdruck „zweifelsohne" geschieht, und wie des TELEM. BORBA von den Caingang im Staate Paraná und LUCIAN ADAM in seiner fleißig gearbeiteten Abhandlung[3]

---

[1] Cf. Misiões orientaes, Porto Alegre 1910, p. 443.

[2] LUC. ADAM, Le Parler des Caingangs, Congrès Intern. des Américc. Paris 1902. Vgl. auch Zeitschrift für Ethnologie, I (1869), 134—35.

[3] Le parler des Caingangs, l. c.

auch von denen in S. Paulo dargestellt haben, konnte ich mit Sicherheit nicht ermitteln. In meinem Tagebuch sehe ich nur notiert, daß zwei Wörter von ganz entgegengesetzter Bedeutung mit gleichen Silben anfingen und sich nur dadurch unterschieden, daß ein Wort noch eine Postposition hatte, als wäre sie die Negation desselben; das wäre in diesem Falle *kaman*. Dagegen glaube ich die dritte Person Plur. des Pronomen personale bestimmen zu können, die ich bei diesen Autoren vermisse.

Verzeichnis

der bei den Coroados oder Caingang von Rio Grande gesammelten Wörter ihrer Sprache.

	Cazeros	Nonohag	Mo.
Mann	*unglé*	*unglé*	—
Frau	*unteté*	*unteté*	—
Verheiratet	—	*pronksoniá*	—
Jungfrau	—	—	*kunhatahim* (Guar.)
Vater	*iong*	*iong*	—
Mutter	*ieng*	*iöng*	—
Onkel	*kaklan*	*kaklan*	*kakren*
Kind	*kojil*	*kojil*	—
Kopf	*klin*	*krim*	*nhhan*
Herz	—	—	*itch-fée*
Seele	*muetkuplin*[1]	*muetkuplin*	—
Auge	*karné*	*karné*	*it-kané*
Ohr	—	—	*nhinkrem*
Nase	*nié*	*nié*	*nhinhá*
Mund	*mentki*	*etki*	*nheki*
Zunge	*nuné*	*uné*	*nhonné*
Hand	*ningké*	*ningké*	*in-hengké*
Finger	—	—	*nhingafé*
Daumen	—	—	*nhingabam*
Zeigefinger	—	—	*nhingajá (nhingujá)*
Kleiner Finger	—	—	*ti-rangkré (in-ning-*
Arm	—	—	*nhindó [kré)*
Vorderarm	—	—	*in-indó*
Rechter Arm	—	—	*penha [?]*
Linker Arm	—	—	*jaqueen [?]*
Bein	—	—	*i-grée (it-glé)*
Knie	—	—	*jonerim*
Fuß	*pen*	*pen*	*i-pen*
Zehen	—	—	*pedfei*
Magen	—	—	*in-gubschin*
Brot (aus Mais)	*emim*	*emim*	—
Essen	*sankuia*	*sankuia*	—
Trinken	—	—	*krutscho*
Topf	—	*kukren*	*kokronjacra*
Schlafen	—	—	*norna*
Nein	—	—	*deiẽ*[2]
Ja	—	—	*hah* (stark aspiriert)
Papagei	—	—	*jonhó*
Häßliche Leute	—	—	*korenké*

[1] Vgl. *vaicupli* Seele des Verstorbenen, Geist (P. VILLARUBIA).

[2] Nein, *ndeiá* (P. PARÉS).

	Cazeros	Nonohag	Mo.
Schöne Leute	—	—	*chitagiem*
Messer	—	—	*nhongrô*
Zigarre	—	*maiú*	*maiú*
Pfeife	—	*maiuté*	—
Rauchen	—	*vayúre*	—
Rauchtabak	—	*kafei*	—
Feuer	*pin*	*pin*	*pim*
Wasser	*goio*	*goio*	*goio*
Teich	*olé*	*olé*	—
Großes Wasser	*goio-en*	*goio-en*	*goio-en* (tiefes W.)
Kleines Wasser	—	—	*goiojim, goio mirim*
Branntwein	—	—	*goio-fan* [(Guar.)
Haus	*ihn*	*ihn*	*ihn*
Stein	—	*pô*	—
Erde	*nkáh*	*ngkáh*	*gáh*
Himmel	*kaitkan*	*kaitkan*	*kaitkée*
Gott	*tupé* (korrump. Guar.)	*tupé* (Guar.)	—
Sonne	*relé (eré)*	*alnâm*	*aram (eré)*
Mond	*kuti*	*koché*	*kuchán [?]*
Wind	*kangká*	*kengka*	—
Kalt	—	—	*kujoté*
Alt	—	*kofá*	*kofá*
Groß	*bank*	*bang*	—
Klein	*schi-micim*	—	—
Rot	—	*kuschon*	—
Gelb	—	*kurnemnán*	—
Weiß	—	*kupli*	—
Blau	—	*kultáin*	—
Schwarz	—	*sekrua*	—
Gut	—	*schistani*	—
Schlecht	—	*korá (korê)*	—
Maiskorn	—	*nhēre*	—
Maniok	—	*kanglé*	—
Abobora (Kürbis)	—	*bôhoh*	—
Paraguaytee (il. par.)	—	*konoing*	—
Baumwolle	—	*yén*	—
Bogen	—	*nui*	—
Pfeil	—	*ndô*	—
Nacht	—	—	*kuti*
Tag	—	—	*kurim*

Grammatikalisches aus der Caingangsprache.

Kardinalzahlen.

1 *pir*	6 *ningkéntenyru*
2 *lenglê*	7 *ningkéntenyrulenglê*
3 *tektong*	8 *ningkénteyrutektong*
4 *vaitkenklá*	9 *ningkénteyruvaitkenklá*
!*petigáre*	10 *ningkévaitklitō (?)*

Bei der Zahl 6 sollte man erwarten, daß sie mit *petigare* fortführen und *pir* dazu addierten; statt dessen sagen sie *ningké*, Hand oder fünf Finger und addieren die vorhergehenden Zahlen dazu. Das Hand- oder Fünffinger-Zahlensystem ist ja bei den Indianerstämmen Brasiliens sehr verbreitet.

Die Zahlen von 6 an fallen etwas lang aus; ich vermute, daß sie eine vorgenommene Additionsmethode darstellen, ähnlich wie wenn man z. B. sagen würde: 5 und 1 macht 6, statt gleich das Resultat auszusprechen. Denn die addierten Zahlen, z. B. *ninké* fünf und *lenglê* zwei bei sieben, treten zu klar vor.

Pronomen personale.

	Singular	Plural
1.	Pers. *i, icho*	*eng*
2.	„ *en*	*?*
3.	„ *tin*	*ar, en*

Beispiel: *i-rongjangetai* ich bin arm — *icho-tokting* ich gehe
en-tokting du gehst
tin-tokting er geht

eng-ajangetai wir sind arm
en-tongjangetai sie sind arm — *ar-tokting* sie gehen

Possessivum.

	Singular	Plural
1.	Pers. *i, in, it*	*eng*
2.	„ *en*	*?*
3.	„ *ti*	*ar*

Das Possessivum wird dem Substantivum, zu dem es gehört, präfigiert:

Beispiel: *i-nui* mein Bogen — *in-yong* mein Vater — *it-pen* mein Fuß
en-klin dein Kopf — *en-karné* dein Auge
ti-nui sein Bogen — *ti-nhen* sein Haar — *ti-pen* sein Fuß
eng-nui unsere Bogen — *eng-yong* unsere Väter
ar-ningké ihre Hände — *ar-pen* ihre Füße

* * *

Die erste Hälfte des Vaterunsers in der Caingangsprache:

„Tone yone kaique magetiá; y cantremo quetinguia; y van gumiti, etaqué jahe y recuaqué kaigare sem ga[1]*."*

* * *

Zum Schlusse fügen wir hier noch eine Mythe der Caingang hinzu, die von Telemaco M. Borba[2] im Staate Paraná unter ihnen aufgefunden wurde. Nach Art anderer Indianermythen gibt sie die Erklärung von dem Verhältnisse einiger Indianerstämme zu einander; ferner der Eigenschaften gewisser Tiere; am interessantesten ist die Angabe der Gründe, warum fast alle Flüsse von Süd-Brasilien auf der Küste entspringen und nach dem Inneren des Landes, nach Westen, ihren Lauf nehmen, um sich mit dem Paraná zu vereinigen. Ein Blick auf die Karte bestätigt die Richtigkeit der angegebenen Tatsache.

---

[1] Aus einem Briefe des P. Solanellas, S. J.; er fügt noch hinzu: „Es ist eine wahre Arbeit, etwas in ihre Sprache zu übersetzen; es ist fast unmöglich, da ihnen viele Wörter fehlen; man muß fast tausend Umschreibungen machen, die beinahe das Wesen der Begriffe ändern."

[2] Cf. Congrès international des Américanistes, XII. Paris 1900, p. 319.

Mythe der Caingang.

In längst vergangenen Zeiten fand eine Überschwemmung statt, welche die ganze von unseren Vorfahren bewohnte Erde bedeckte.

Nur die Spitze der Serra *Krinjinjimbé*[1] ragte noch aus den Wassern hervor. Die Caingang, Cayurucrés und Camés schwammen in der Richtung auf sie zu, jeder mit einem leuchtenden Feuerbrand zwischen den Zähnen.

Die Cayurucrés und die Camés wurden müde und sanken unter und gingen zu Grunde; ihre Seelen aber gingen wohnen im Inneren des Gebirges.

Die Caingang und einige wenige Curutons erreichten mit Mühe den Gipfel des Gebirges Krinjinjimbé, wo sie blieben, die einen auf dem Boden, die anderen auf den Ästen der Bäume, weil sie keinen Platz mehr hatten; dort brachten sie einige Tage zu, ohne daß die Gewässer sanken und ohne Nahrung. Schon erwarteten sie den Tod, als sie den Gesang der Saracuras[2] vernahmen, die herankamen mit Körbchen voll Erde, die sie ins Wasser schütteten; dieses fing an langsam zurückzuweichen.

Sie riefen den Saracuras zu, sie sollten sich eilen, was diese auch taten, indem sie ihren Ruf verdoppelten und die Enten einluden, ihnen zu helfen.

In kurzer Zeit gelang es ihnen, eine geräumige Ebene auf dem Gebirge zu bilden, die den Caingang vollen Spielraum gewährte, mit Ausnahme jener, die sich auf die Bäume geflüchtet hatten; diese wurden in Monitos (Affen) und die Curotons in Caroyas (Brüllaffen) verwandelt.

Die Saracuras hatten ihre Arbeit von der Seite her begonnen, wo die Sonne aufgeht; das ist der Grund, warum unsere Flüsse und Bäche ihren Lauf nach Westen nehmen und in den großen Paraná münden.

Nachdem die große Flut verschwunden war, ließen sich die Caingang in der Nähe der *Serra do mar* nieder. Die Cayurucrés und Camés, deren Seelen in dem Inneren des Serra wohnten, fingen an, sich Wege zu bahnen. Nach vielen Arbeiten und Strapazen konnten die einen auf der einen, die die anderen auf der entgegengesetzten Seite herausgehen. An der Öffnung, aus der die Cayurucrés herauskamen, entsprang ein schöner Quellbach und es gab da keine Steine; daher kommt es, daß sie kleine Füße haben. Dagegen führte der Weg der Camés über steinigen Boden, so daß sie sich die Füße verwundeten und diese während des Marsches aufschwollen; daher kommt es, daß sie bis auf den heutigen Tag große Füße haben. Auf dem Wege, den sie sich gebahnt hatten, gab es kein Wasser; sie litten Durst und sahen sich gezwungen, bei Cayurucré solches zu betteln, der ihnen das nötige zu trinken gestattete.

Beim Herausgehen aus dem Inneren des Gebirges befahlen die Caingang den Curotons, die Körbe und Kürbisschalen zu suchen, die sie vor der Über-

---

[1] *Krinjinjimbé* ist die sogenannte *Serra do mar* oder auch *Serra Geral*, jener Gebirgszug, der von Norden nach Süden längs der Küste Brasiliens sich hinzieht und beim Eintreten in den Staat Rio Grande do Sul nach Westen fast im rechten Winkel umbiegt und denselben in dieser Richtung bis in die Nähe des Uruguay durchzieht.

[2] *Saracura* ist eine Art Wasserhuhn, das durch sein bekanntes Schreien den Regen anzeigen soll.

schwemmung unten im Tale gelassen hatten. Diese gingen, aber sie waren zu träge, wieder auf die Serra hinaufzusteigen, blieben unten, wo sie waren, und wollten nicht mehr zu den Caingang zurückkehren; aus diesem Grunde, wenn wir ihnen begegnen, ergreifen wir sie wie unsere geflohenen Sklaven, wie sie es sind.

In der Nacht, nach der sie aus der Öffnung der Serra herausgegangen waren, zündeten sie Feuer an und Cayurucré bildete aus der Asche und den Kohlen Tiger und sagte ihnen: „Gehet und fresset Menschen und Tiere des Waldes!" Und die Tiger liefen brüllend davon. Da er keine Kohle mehr zum Bemalen hatte, machte er nun von Asche die Tapire und befahl ihnen: „Gehet und holet euch Wildpret!" Diesen aber waren die Ohren schlecht ausgefallen, und so verstanden sie den Befehl nicht und fragten, was sie tun sollten. Cayurucré, der gerade daran war, ein anderes Tier zu formen, schrie ihnen ärgerlich zu: „Gehet und fresset Laub und Baumzweige!" Dieses Mal verstanden sie den Befehl und gingen; das ist der Grund, warum die Tapire sich nur von Laub, Baumzweigen und Waldfrüchten nähren.

Cayurucré war wieder daran, ein anderes Tier zu bilden; es fehlten ihm noch die Zähne, die Zunge und einige Klauen, als es anfing, Tag zu werden, und da er bei Tag keine Kraft hatte, legte er ihm schnell eine feine Rute in das Maul und sagte zu ihm: „Da du keine Zähne hast, lebe von Ameise;" das ist der Grund, warum der Tamanduá (Ameisenbär) ein unvollendetes und unvollkommenes Tier ist.

In der folgenden Nacht fuhr er fort und bildete viele Tiere, unter ihnen auch die guten Bienen. Zur selben Zeit, als Cayurucré diese Tiere hervorbrachte, machte Camé deren auch, aber andere, um jene zu bekämpfen; er machte die amerikanischen Löwen, die giftigen Schlangen und die Wespen.

Nach dieser Arbeit marschierten sie, um sich mit den Caingang zu vereinigen; aber sie sahen, daß die Tiger sehr wild waren und viele Leute auffraßen; da schlugen sie beim Übersetzen eines tiefen Flusses eine Brücke mittels eines Baumstammes, und nachdem alle übergesetzt waren, sagte Cayurucré zu einem der Camés, er solle, wenn die Tiger auf der Brücke wären, dieselbe mit aller Kraft hinwegziehen, damit jene ins Wasser fielen und ertränken. So tat einer von den Camés; von den Tigern fielen einige ins Wasser und gingen unter, andere aber sprangen an das Ufer und hielten sich mit den Krallen fest. Der Camé wollte sie ins Wasser stürzen; als aber die Tiger brüllten und die Zähne zeigten, fürchtete er sich und ließ sie auf das Land kommen; daher rührt es, daß die Tiger sowohl auf dem Lande als auch im Wasser existieren können.

Nachdem die Indianer eine große Ebene erreicht hatten, versammelten sie sich und berieten, wie sie ihre Kinder verheiraten sollten. Sie verheirateten zuerst die Cayurucrés mit den Töchtern der Camés und umgekehrt; als aber noch viele Jünglinge übrig blieben, verheirateten sie dieselben mit den Töchtern der Caingang und daher kommt es, daß die Cayurucrés, die Caingang und Camés Freunde und Verwandte sind.

* * *

Es gibt noch eine Fortsetzung[1] derselben Mythe, die wir hier wiedergeben als

Variante.

Sie wollten darauf Hochzeit feiern, aber sie verstanden weder zu singen noch zu tanzen. Eines Tages gingen Leute des Cayurucré auf die Jagd und als sie auf eine lichte Stelle im Waldesdickicht stießen, sahen sie um den Stamm eines hohlen Baumes einen feinen, reinen Platz, an den Stamm angelehnt einige Stöckchen mit Blättern und eines derselben in einen hohlen Kürbis gesteckt; sie zogen sich zurück und benachrichtigten Cayurucré darüber, und dieser versprach den nächsten Tag nachzusehen, was es wäre. Er näherte sich vorsichtig der lichten Stelle im Walde und verbarg sich neben dem Stamme; kurz darauf begannen die kleinen Stöcke von unten nach oben sich im Takt zu bewegen und eine schwache Stimme so zu singen: *Eminotim vê, ê, ê, ê: Audó xó cá ê vô, a, ha, ha, ha:* und der kleine Kürbis ließ in rhythmischer Bewegung einen Ton wie diesen vernehmen: — *xii, xii, xii, xii* ... Cayurucré näherte sich dem Stamme, aber plötzlich hörte jeder Gesang auf und auch die Bewegung der Stöckchen; diese standen wieder ruhig an dem Stamme angelehnt. Er suchte und sah nichts als den sauberen Boden, der dicht am Stamm festgetreten war. Er ging und am folgenden Tage kehrte er mit allen seinen Leuten zurück. Sie näherten sich vorsichtig und sahen und hörten alles wie am vorigen Tage; nach dem ersten Gesang ließ die Stimme diesen anderen vernehmen: — *Do caman corojé, cananbang, có iyongdá, emi no tim gire* etc....

Sie lernten die Gesänge, näherten sich dem Stamme und sahen nur die Stöckchen; da nahmen sie diese und machten andere, ähnliche, und übten sich ein für ein großes Fest. Auf diesem öffnete Cayurucré seinen Mund und sang die Lieder, die er in der Lichtung im Walde gehört hatte, indem er mit dem Stöckchen an dem Kürbis und mit seinem Körper die Bewegungen wiederholte, die er dort gesehen hatte. Seine Leute taten auch so, und so kam es, daß wir singen und tanzen lernten, ohne unsern Lehrer zu kennen.

Lange darnach begegnete Cayurucré einem *Tamanduá-mirim* (*Kakrekin*, kleinen Ameisenbär) und erhob den Stab, um ihn zu töten. Der Tamandua stellte sich auf die Hinterfüße, fing an zu tanzen und die Weisen zu singen, welche Cayurucré in der Waldeslichtung gelernt hatte; da erkannte er, daß dieser sein Tanzmeister gewesen. Der Tamanduá bat ihn, ihm seinen Stab zu reichen, und nachdem er mit demselben getanzt hatte, gab er ihm denselben wieder zurück, indem er ihn so anredete: „Das Kind, mit dem dein Weib schwanger geht, ist ein Knabe und daß sei ein für allemal ausgemacht zwischen uns, daß wenn du oder deine Leute mir begegnet und mir eure Stäbe reichet und ich sie annehme und mit ihnen tanze, das ein Zeichen ist, daß deine Weiber dir männliche Kinder gebären werden; nnd wenn ich die Stäbe übergebe ohne zu tanzen, werden deine Kinder Mädchen sein."

Cayurucré ging sehr zufrieden nach Hause, und wenn wir dem *Tamanduá-mirim* begegnen, erneuern wir diese Probe, die fast immer sichere Resultate

[1] Rev. do Museu Paulista, S. Paul 1904, p. 60.

erzielt. Der *Tamanduá-mirim* kennt noch viele andere Dinge, die wir nicht kennen und wir glauben, daß sie die ersten Leute waren, die mit dem Alter ihre jetzige Gestalt annahmen.

* * *

Vielleicht fußt diese Sage auf der Erinnerung, daß das Meer einst die Küste von Süd-Brasilien und insbesondere das südliche Rio Grande do Sul bedeckte und bis an die Serra do Mar oder an ihre Ausläufer heranreichte, eine Ansicht, welche durch die von verschiedenen Gelehrten gemachten Beobachtungen immer mehr bis zur Gewißheit erhoben wird[1].

Einerseits wäre diese Mythe eine Bestätigung dieser Ansicht, anderseits wäre es nicht zu kühn, auf das hohe Alter der Sage einen Schluß zu wagen. Sie schließt die Bildung des Flußsystem von Süd-Brasilien in sich, dessen Umrisse klar hervortreten und bewiese, daß keine weiteren Kataklysmen in seinem Gebiete stattgefunden.

Noch ein anderer wichtiger Schluß würde sich aus dem hohen Alter unserer Mythe für die Fauna von Süd-Brasilien ergeben. Diese ist in ihren Hauptzügen noch ganz dieselbe wie im hohen Altertum; denn dort erwähnt sie die Mythe gerade so, wie wir sie heute kennen. Wir hätten also keine Entwicklung gehabt.

Wir finden da schon die bekannten und charakteristischen Tiere Südamerikas, den Puma, den Jaguar, den Tapir, den Ameisenbär, das Wasserhuhn; dieses mit seinem bekannten Gesang, der Tapir schon damals als das harmlose Tier von heute, den Tiger so gefährlich wie heute; auch dem amerikanischen Löwen ist bis heute noch keine Mähne gewachsen.

Wenn der Ameisenbär, wie die Mythe erzählt, ein unvollkommenes Tier war, so hat es sich aus dem grauen Altertum bis auf unsere Zeit nicht zu einem fertigen und vollkommenen entwickelt, denn er ist noch genau derselbe und noch nicht einmal die ersten Zähne hat er bekommen, so daß er sich heute, wie damals mit Ameisen begnügen muß.

Aber auch die Menschen des Altertums wären der Mythe zufolge dieselben geblieben, die einen Sklaven der anderen, und die kleinen Füße der Herrn sind bis heute um nichts größer geworden.

Dieses Zeugnis der Caingang ist um so gewichtiger, als sie selbst zu der Ansicht von der Veränderung der Dinge sehr hinneigen, wie es aus der hohen Meinung hervorgeht, die sie von den Ameisenbären haben.

Noch mehr zeigt sich diese ihre Hinneigung zur Annahme von Verwandlungen und Entwicklungen bezüglich der Menschen; denn jene, die sich auf die Bäume geflüchtet hatten, wurden in Affen verwandelt.

[1] Neuerdings wieder von Dr. LINDMAN. Siehe „A vegetação do Rio Grande do Sul". Porto Alegre 1906, S. 308, n. 313, 314.